

# Wiener Zeitschrift

für  
Kunst, Literatur, Theater  
und  
Mode.

Donnerstag, den 1. August 1833.

92

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. E. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. E. M. bey N. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse No. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb- und 26 fl. 24 kr. E. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

## Der böse Dämon.

Novelle von W. v. G.

„Es muß ja Uergerniß sehn; aber wehe dem Menschen, durch welchen Uergerniß kommt!“

Der Graf von Rautenfels und der Baron von Wallheim waren, wiewohl von sehr verschiedener Gemüthsart, durch das Band der edelsten Jugendfreundschaft, seit dem sie eine Hochschule zu gleicher Zeit besucht hatten, vereinigt.

Der Graf besaß bey der strengsten und geregeltsten Lebensweise einen gediegenen und ernsten Charakter, der zu der uneigennützigsten Selbstverläugnung, zu der vollkommensten Hingebung für diejenigen fähig war, die er als ihrer würdig erkannt hatte, und verband mit der großmüthigsten Seele ein tief fühlendes Herz. Der Name Vergessenheit war nicht da für den Jüngling, der nie aus der Seele ließ, was er einmal in dieselbe geschlossen hatte. Er glich jenen alten Denkmälern, die noch in ihren Trümmern die Inschrift treu bewahren, die man ihnen eingrub. Er war mildthätig gegen Bedürftige, aber zu geistig veredelt, um sich mit Ungebildeten zu befassen. Reiche ließen ihn kalt, das bescheidene Verdienst allein zog ihn an, und wiewohl er erst vier und zwanzig Jahre zählte, so war er doch Philosoph und Menschenkenner genug, um ernste, gründliche Studien, um Tugend und Rechtschaffenheit an sich selbst und an Andern höher zu schätzen als rauschende Freuden, sinnliche Genüsse, oder die glänzende Leere der Gesellschaft. So gesinnt hatte er seine Zeit auf der Hochschule vortrefflich benützt, und das Vaterland konnte sich an ihm einen trefflichen Diener versprechen, denn sein Wille dazu war so kräftig, als die Gaben seines Geistes entschieden, und seine Leistungen ausgezeichnet waren.

Nicht minder vortrefflich, aber im entgegengesetzten Sinne, war der Baron Wallheim. Zwey Jahre jünger als sein ernster Freund, besaß er bey vielen guten Eigenschaften die angenehme Lebendigkeit, den heitern Frohsinn, die rosenfarbe Laune seines glücklichen Alters; er hatte weit mehr Freunde als der Graf: denn die Annehmlichkeit eines guten Gesellschafters, eines gefälligen, muntern, liebenswürdigen Charakters, zog Jene an, die der Kalte, oft

finstere Ernst seines Freundes zurückschreckte; sein Herz war aber so gut, daß er sich ob dieses Vorzuges nie überhob, und sich nie glücklicher fühlte, als bey seinem Otto, den seine Unterhaltung und seine Heiterkeit allein dem Trübfinne des grübelnden Nachdenkens zu entreißen vermochte.

Eine Reise sollte jetzt beyde Freunde zu verschiedenen Bestimmungen führen, und sie beschloßen, dieselbe mit einander bis zu dem Orte, wo sie sich trennen mußten, zu machen. In dem freundlich gelegenen Wirthshause einer romantischen Gegend feyerten sie die letzten Stunden ihres Beysamenseyns, den Abschiedsbecher zusammen leerend.

„Gaudeamus igitur!“ (jubelte der fröhliche Eduard, und goß den perlenden Schaumwein in die Kelchgläser.) „Stoß an, Bruderherz! eine glückliche Reise! ein frohes Wiedersehen!“

„Von ganzem Herzen!“ (antwortete der Graf, mit dem Freunde anklingend.) „Ich rechne vorzüglich auf das Letzte, und auf wenig Glück für mich. Bey meinem Oheim, der seit zwanzig Jahren als ein wahrer Simon, wenigstens als Einsiedler lebt, glaube ich es wohl nicht erwarten zu dürfen, wiewohl er mich jetzt ganz gegen seine Gewohnheit zu sich berufen hat.“

„Nun was mich betrifft,“ versetzte Eduard lachend, „so geh' ich gewiß keinem Griesgram entgegen! Die Jagdparthie, zu der mich Leistenberg eingeladen hat, wird hoffentlich eine recht vergnügte seyn.“

„Wahre deine Börse, Eduard!“ sagte der Graf, „bey Leistenberg waltet der Fluch des grünen Tisches, mehr noch als die Lust des grünen Waldes, die, fürchte ich, nur ein Vorwand ist! — Du weißt, daß er in dem Rufe steht, manchen Vogel derb gerupft zu haben, der ihm nicht minder unbesorgt und arglos als du ins Netz flog!“

„Sey ruhig, liebster Otto!“ antwortete der Baron, „ich kenne ihn ja, und werde gewiß vorsichtig seyn, nicht anders, als stündest du mir winkend und warnend gegenüber; auch weißt du, daß ich das Spiel eben nicht liebe! — Doch — was seh' ich! — da sprengt Leistenberg wahrhaftig selbst zum Thore herein und kommt mir entgegen!“

Gutmüthig wie Wallheim war, stürzte er, geschmeichelt von dieser Artigkeit, dem ankommenden Reiter mit Freude entgegen, der, von mehreren Bedienten mit Handpferden begleitet, sein Thier anhielt, und behend absprang, um den erwarteten Gast zu umarmen.

„Judas!“ murmelte der Graf, der am Fenster stand, „mein böser Geist muß ihn zwischen uns drängen in der Abschiedsstunde!“

Und seine Sachen eilig zusammenraffend, sprang er zu einer Hintertüre hinaus, rief seinen Leuten, die schon reisefertig warteten, und sprengte zum Hofe hinaus, als der Baron mit Leistenberg zurück ins Zimmer kam. Wallheim erhielt eben noch einen ernst-freundlichen Gruß von ihm, und hatte kaum Zeit, ihm mit Erstaunen ein Lebewohl zuzurufen, als jener schon aus seinen Augen verschwunden war.

„Daran bin ich Schuld!“ lachte der Baron Leistenberg, und sein hämisches Gesicht strahlte vor Schadenfreude. „Es ist, als ob die weite Welt für den und für mich keinen Platz neben einander hätte. Laß ihn laufen, Wallheim, den grämlichen Freudenstörer, den lästigen Moralprediger. Du stehst schon zu lange unter seiner Zuchttruthe, und nun kann erst etwas aus dir werden, Freundchen! da du diesen los bist.“

„Dergleichen Anzüglichkeiten verbitte ich mir,“ sprach Wallheim mit großem Ernst. „Noch ein Wort der Art, Baron, und ich lehre zurück, woher ich kam.“

„Fi donc! wer wird einen Scherz so hoch aufnehmen,“ lenkte Leistenberg begütigend ein. „Es war nicht so böse gemeint! He da! Champagner her! und das Beste, was da ist! Komm, Brüderchen! laß uns eine Parthie Billiard spielen, nach Tische geht's auf mein Leistenberg, und dort werden wir uns, hoff' ich, nicht langweilen.“

Wallheim, der eben so leicht zu besänftigen als zu beleidigen war, fügte sich, vergaß nun des ältern Freundes, und folgte Leistenberg's Einladung, der den Wirth machte. Auf seinem Landgut angelangt, fand er eine mehr als gemischte, mehr als vergnügte Gesellschaft, die aus lauter jungen Lebemännern bestand, welche, da keine Hausfrau ihrer Lust den Zügel der Sitte anlegte, sich es ganz „kannibalisch“ wohl seyn ließen, und sich nach Willkür den Freuden der Jagd, der Tafel, des Zechens und des Spieles hingaben. Leistenberg hielt Bank, und die Nächte wurden an dieser verbracht, wo denn der Reichthum seiner Freunde, gleich einem Pactolus, ihm zuströmen mußte, so daß sich mancher des folgenden Tages mit getrübttem Blick und verdrießlichem Gesicht wiederum davon machte.

Wallheim glaubte es der Einladung und seiner eigenen Ehre schuldig zu seyn, daß er am längsten aushielt; als aber auch an ihn die Reihe gekommen war, zu seinen Geschäften zurückzukehren, denn er war in einem Landescollegium angestellt, fand sich's: daß er nicht nur alles, was er mit sich genommen, verloren, sondern auch noch eine Schuld zu entrichten hatte, welche, da sie mit dem unverdienten Namen einer Ehrensuld in das Register der Weltbegriffe eingetragen war, sogleich befriedigt werden mußte, was ihn bey einem nur geringen Vermögen und einer nur noch beschränkten Besoldung in nicht geringe Verlegenheit setzte.

Jetzt, zum ersten Male, dachte er wieder an seinen Freund, und warf sich nicht nur mit Beschämung seinen Kaltfinn, sondern auch seine Nichtachtung des ihm gegebenen vernünftigen Rathes vor, um so mehr, als Otto der Einzige blieb, der ihm helfen konnte; da dieser zwar nichts weniger als reich, aber so geregelt und in finanzieller Hinsicht so geordnet war, daß es ihm eben so wenig an Mitteln, als an Willfährigkeit fehlte, ihn aus der Verlegenheit zu ziehen, wenn er sich ihm entdeckte. Aber dießmal war der Helfer fern, und er konnte sich nicht entschließen, sein Unrecht, dessen er sich schämte, einem Briefe anzuvertrauen; so blieb ihm also nichts übrig, als einen Wucherer aufzusuchen, der ihm die Ehrensuld auf eine Weise vorstreckte, die seine Finanzen in eine noch weit größere Unordnung brachte.

Unterdessen hatte Rautenkels, nach der plötzlichen Trennung von dem Freunde, seinen Weg sehr unruhigen Geistes und höchst mißmuthig fortgesetzt. Die Natur, die sonst immer den wohlthätigsten, linderndsten Einfluß auf ihn übte, erheiterte ihn jetzt um so weniger, als bereits der Spätherbst die kahlen Felder zum Winterschlaf vorbereitete, und überhaupt die Gegend, je weiter er kam, mit finstern Waldungen eingerahmt, ein wildes, unerfreuliches Bild darstellte. Je näher er an das weitläufige Gebiet seines Oheims kam, desto mehr nahm dieser Übelstand zu; in dessen Eigenthum war alles vernachlässigt, nichts gebaut, jede Art von Cultur verabsäumt, und mit dem

Gepräge eines menschenfeindlichen Anachoretenlebens gestempelt, in welchem sich der Besizer, seit seiner Entlassung aus dem Dienste des Staates, auf seinem alterthümlichen Familienschlosse gefiel. Sein Nefse war ein Kind, als er ihn zum letzten Mal gesehen, und nie hatte er seitdem wieder nach ihm gefragt, oder seinen Besuch begehrt; wie allen übrigen, war auch dem Sohne seines Bruders der Zugang verwehrt zu ihm, der die Menschen metho- disch haßte, und jeden Umgang floh, bis er, von Krankheit befallen, endlich den jungen Grafen, zu dessen Erstaunen, zu sich gefordert hatte. Otto war zu edel, um ein Gesuch von sich zu weisen, das so spät an ihn erging; er hatte sich sogleich aufgemacht, um zu gehorchen, allein es konnte nicht fehlen, daß dieses seltsame Wiedersehen, welches mehr ein Kennenlernen war, düster und bedrückend auf einer Seele lag, die überhaupt nicht geeignet war, etwas aus einem heitern oder gleichgültigen Gesichtspuncte zu betrachten.

Der verwilderte Charakter seines unglücklichen Verwandten sprach ihn aus allen diesen unheimlichen Umgebungen aufs untröstlichste an, und er hörte auf, sich über die Schwermuth seines Oheims zu verwundern, als er nun endlich an das alte, verfallene, schauerliche Schloß kam, das jener bewohnte, und zu welchem alle Zugänge aufs sorgfältigste verwahrt waren, wenn er überlegte, daß er hier zwanzig Jahre als ein Verbannter gelebt hatte. Allein, und nicht ohne Unruhe, schritt Graf Rautenfels, nachdem er seine Leute in einiger Entfernung zurückgelassen hatte, auf diesen unzugänglichen Zauberturm zu, vergebens einen Eingang suchend. Auf sein anhaltendes Rufen öffnete sich ein Schieber in der Mauer, ein Glaslopf kam zum Vorschein, und eine heisere näselnde Stimme erkundigte sich: wer sich unterfangen habe, hieher zu kommen?

„Der Nefse Eures Gebieters, Graf Otto von Rautenfels!“ antwortete der Befragte mit einer Bestimmtheit, welche die schleunigste Veränderung hervorbrachte. Das Lugloch flog zu, und ein schlarfender Gang, von raselnden Schlüsseln begleitet, zog sich längs dem Gemäuer hin, bis zu einer verfallenen Pforte, von der nun ein großer Riegel weggeschoben ward, worauf das verrostete Schloß knarrend und kreischend aufging.

Ein alter zusammengeschrumpfter Diener, fristrt und gepudert, in so fern es die Blase erlaubte, mit einer verschossenen und verblühenen Staatslivrée angethan, in schwarz seidenen Strümpfen, großen Schnallen auf den Schuhen, und den Rest der grauen Haare in einen breiten Beutel versteckt, mit langen Hand- und Busenkransen, ein Bild der vergangenen Modezeit, stand vor ihm, und verneigte sich bis auf die Schuhspitzen.

„Hat man eine Belagerung hier befürchtet?“ sprach der junge Mann lächelnd.

„Alles auf Befehl Sr. hochgräflichen Excellenz!“ antwortete der Alte, und verbeugte sich von Neuem. „Wir leben seit zwanzig Jahren unter derley Anstalten. Ew. hochgräflichen Gnaden geruhen der Erste zu seyn, der diese Schwelle überschreitet, denn Se. Excellenz haben nie einen Gast gehabt, und alle unumgänglich nothwendigen Relationen mit der Welt habe ich in dem entfernten Wirthschaftsgehöft zu besorgen die Ehre. Hochdieselben sind aber aus keiner andern Ursache hieher beschieden, als weil sich Se. Excellenz dem Ende Höchstdero Lebens nahe fühlen und es wohl nur nach Stunden zählen werden.“

„So schlecht steht es mit meinem Oheim?“ rief der Graf erschrocken, „ich will doch hoffen, daß man einen Arzt herbengeholt hat?“

„O Gott bewahre! einen Arzt! da könnt' ich augenblicklich den Dienst verlassen, und da ich, mit gnädigster Erlaubniß, so lange hier ausgehalten, und mit exemplarischer Treue — —“

„Nun denn, darf ich zu dem Kranken? —“

„O, unverzüglich; denn Hochdieselben werden erwartet. Geruhen Sie mir zu folgen.“

Mit diesen Worten trat der Alte zurück und Rautenfels in das Schloß.

(Die Fortsetzung folgt.)

### Das hülfreiche Ehepaar.

Er Arzt, Hebamme sie —

In schönster Harmonie,

Still helfen Beyd' und sonder Braus,

Sie in die Welt, und Er hinaus!

U. St.

### Über die Baudenkmäler des Alterthums in historischer Rücksicht, mit Beziehung auf v. Steinbüchel's antiquarischen Atlas.

Von Thomas Collins Vanfield.

Die Baudenkmäler des Alterthums stellen sich uns aus zwey Gesichtspuncten dar. Sie tragen die auffallendsten Spuren der Entwicklung der menschlichen Civilisation, und indem sie manchmal über alle schriftliche Darstellungen hinausreichen, schlagen sie dem erschauten Nachforscher ein Blatt in der Geschichte der Menschheit auf, worin wir die einfachsten, aber großartigsten Wahrheiten unverfälscht lesen können. Kaum minder wichtig ist ihr Erscheinen als ein Glied in der magischen Kette der schönen Künste, dieses himmlischen Kranzes, welcher bestimmt ist, unsere Seelen zur Theilnahme an höhern Genüssen zu weihen; doch bleibt ihre historische Bedeutsamkeit immer vorherrschend, denn selbst als Kunstwerke werden sie stets mehr oder minder durch die Verhältnisse bedingt, unter welchen sie hervorgebracht wurden. Bey der Betrachtung der Venus oder des Antinous fällt es Niemanden ein zu überlegen, ob sie einer glücklichen oder einer bedrängten Zeit ihre Entstehung verdanken. Bey der Beurtheilung eines Gebäudes als Kunstwerk muß die erste Frage alle äußern Verhältnisse betreffen; denn der Zweck eines jeden Gebäudes ist Nützlichkeit, und sogar überladener und unnützer Schmuck zieht beträchtlich von der Schönheit desselben ab. Jedes andere Kunstwerk läßt sich als ein einziges betrachten, es ist das Ideal einer einzelnen glühenden Seele und läßt sich weder copiren, noch zum zweyten Mal erfinden. Weit anders verhält es sich mit der Architektur, welche, indem sie die zwey vielleicht wichtigsten Proben der Originalität liefert, zugleich nur zu auffallende Beweise bietet, wie mächtig das Princip der Nachahmung, ja sogar des Nachäffens in die Geschichte der menschlichen Cultur eingreift.

Mit dem Worte *nachäffen* in der Architektur bezeichnen wir eine ererbte Vorliebe für gewisse Formen und Verzierungen, welche zur Zeit ihrer ersten Anwendung eine hohe Bedeutung hatten, lange nachdem die Ursache, welche allein ihnen diese Bedeutung verleihen konnte, verschwunden ist. Beispiele solcher Nachäffung in unsern Tagen sind der Kirchturm, welcher als beständige Verzierung der christlichen Tempel erscheint, und die Sitte einem gefeyerten Helden eine Statue auf einer Säule zu errichten. Beyde lassen sich nach dem Himalayagebirgszuge zurückführen, wo der Bergdienst oder die Verehrung des Berges, erst vielleicht als Wohnung der Gottheit, darauf aber als göttlicher Spender der Ströme, welche die Ebene befruchten, entstand und unter dem Symbol der männlichen Kraft durch alle Nationen der alten Welt verbreitet wurde.

Die Trajanssäule nebst dem bekannten Pfeiler auf dem Plage Vendome reihen sich also an die Hermesäulen, Obeliskten und Pyramiden, welche in directer Linie von dem Bergdienste herkommen, und welche ursprünglich unläugbar eine göttliche Verehrung des Bereinigten bezweckten. Daß diese Idee noch bey der Errichtung der Trajanssäule

sich bewährt haben mag, ist nicht unwahrscheinlich; aber unmöglich kann es uns einfallen, zu behaupten: dieselbe Idee stehe bey dem Pariser Pfeiler, oder bey denen an der Carlskirche in Wien zum Grunde. In beyden Fällen ist es die bedeutungslose Benbehaltung einer Form, eben so wie bey dem Kirchturme, der jetzt aber mit zu vielen neuen Verbindungen und Bedürfnissen verknüpft ist, als daß er je wieder verdrängt werden könnte.

Die obenerwähnte Verehrung der Berge als Gottheiten von Seiten der früheren Einwohner Indiens, welche vielleicht einen der ersten Schritte in der Ausartung von der Erkenntniß des wahren Gottes bildete, ist eine Thatsache, deren, so viel wir uns erinnern, nirgends eine Erwähnung geschieht. Dennoch waren die Einwohner von Mittelasien gleichsam durch die Natur darauf hingewiesen, wie die Bewohner Persiens und des Kaukasus durch die dort befindlichen Naphtaquellen und feuerspeyenden Berge auf den Mithras oder Feuerdienst, sobald nemlich beyde Völker die Anbethung der sichtbaren Mittel an die Stelle der Verehrung der großen Ursache treten ließen. Von den Spizen des riesenhaften Juges, welcher Indien gegen Norden begrenzt, strömen unzählige Flüsse herab, deren Überschwemmungen der Ebene Fruchtbarkeit verleihen, und deren Lauf vermuthlich die erste Richtung der menschlichen Wanderungen bestimmte, wie er nachher die Mittel der Verbindung zwischen den zerstreuten Völkerschaften darbot. Die Sorgfalt, mit welcher das Innere manches Felsentempels in Indien verziert ist, und die Thatsache, daß sich in den meisten derselben riesenhafte Statuen der Gottheit befinden, berechtigt zu dem Glauben, daß diese Tempel Überbleibsel eines Volkes sind, welches die Wohnung ihres Gottes in den Berg, dem es so viel zu verdanken glaubte, verlegte. Man hat behauptet, daß viele Verzierungen in denselben aus einer neuern Zeit seyen. Dieß mag gegründet seyn, ohne der Behauptung Eintrag zu thun, daß ihre erste Entstehung von einem mächtigen, halbwilden Volke herrührt, dessen Kräfte zu diesen riesenhaften Bauten durch schändlichen Mißbrauch verwendet wurden, und von welchem wir keine andern Denkmäler besitzen.

Pyramiden aus einer uralten Zeit befinden sich hauptsächlich auf der Halbinsel von Hinterindien, in welchen Reliquien der heiligen Buddhas aufbewahrt werden sollen. Hier haben wir also den künstlichen Berg, dessen Errichtung, staunenswerth, wie sie uns vorkommt, dennoch weit hinter der Mühe zurückbleibt, den lebendigen Felsen in einen prachtvollen Tempel zu verwandeln. Hieraus erhellet, weshalb die egyptischen Könige in den Pyramiden bestattet werden wollten. Es sollte ihnen nemlich eine göttliche Verehrung erwiesen werden, und die Pyramide oder der künstliche Berg war für ihren Wohnplatz errichtet: eine Erklärung, welche wir um so überzeugender finden, als sie einfach und der Natur der Dinge vollkommen gemäß ist.

Im südlichen Indien, nicht weit von Seringapatam, befindet sich die Spitze eines Granitberges in eine 80 Fuß hohe Statue verwandelt, welche frey steht und in deren Nähe sich zwey goldene Fußstapfen von der Art der Buddhisten, deren schon Herodot erwähnt, befinden. Haben wir nicht hier noch eine Spur der Ausartung des menschlichen Verstandes, der den früher heiligen Berg, in welchem sein Gott nur wohnte, zur Gottheit selbst erhöht? Sollte man an diesem Gang der Ausartung zweifeln, so können wir uns auf ähnliche Beispiele aus dem eigentlichen classischen Alterthume berufen. Die Münzen von Appollonia in Illyricum tragen nach C e l s e l die Statue des Berges, an dessen Fuße die Stadt gelegen war. Ein Gleiches finden wir bey den Münzen von Cäsarea, dessen Einwohner den Berg Arhäus verehrten. Die Einwohner von Antiochia verehrten unter einer weiblichen Gestalt ihren Berg, aus dessen Fuße der Strom hervorquoll. Diese Verehrung des eigentlichen Berges wurde ohne Zweifel in den Obel'sken, Hermesfäulen und in der Ehrensäule fortgepflanzt, und hat sich bis auf unsere Zeit erhalten. Aus demselben Zeitalter rühren vielleicht auch die großen, von Granit verfertigten Statuen, die wir freystehend, d. h. ohne die Bedeckung eines Tempels, überall in Indien und Egypten zerstreut finden.

Die obangeführten Belege von Münzen wurden Unterzeichnetem von dem um die Wissenschaft verdienten, durch Gefälligkeit und Humanität gleich ausgezeichneten Director des k. k. Münz- und Antikencabinetes, Hrn. von S t e i n b ü c h e l, mitgetheilt. Nicht aber diese allein, auch die ganze Ideenfolge, welche zu dem nicht unbedeutenden Resultate geführt hat, den Bergdienst der ältesten Einwohner Indiens als unlängbare Thatsache darzustellen\*), gesteht er, mit schuldiger Anerkennung, der überaus sinnrei-

\*) Ref. wird diesen Gegenstand bald ausführlicher behandeln in einer Dissertation: „De montium apud antiquissimas gentes cultu.“

chen Zusammenstellung der ältesten Tempel in der ersten Abtheilung des neulich erschienenen antiquarischen Atlas dieses hochgeschätzten Gelehrten zu verdanken.

Seitdem die Nachforschungen in der letzten Zeit mehr Licht auf die alte Geschichte Indiens verbreiteten, war die angemessene Originalität der Egyptier vielfach in Zweifel gezogen, und der Glaube an die Berichte der leichtgläubigen Griechen hinsichtlich der Weisheit ihrer angeblichen Lehrer sehr schwankend geworden. Diese Zweifel wurden durch philologische Untersuchungen gestärkt, bis endlich das vortreffliche Werk von Dr. Volz den Einfluß des Sanskritvolkes auf Egypten aus schwer zu widerlegenden Gründen bestätigte. Hr. von Steinbüchel hat das Verdienst, der erste zu seyn, der durch Hinweisung auf die bestehenden Denkmäler beyder Länder, die Krone auf diese Untersuchung setzte, und sein richtiger Blick hat sich nicht minder bey dieser Gelegenheit bewährt, als früherhin, wo er durch die Entdeckung des Hafens von Adria in Italien die Hälfte der Träumereien über etruskische Kunst vernichtete \*).

Sehr interessant ist die Zusammenstellung der äußern Fronte ägyptischer und indischer Felsentempel im ersten Hefte. Der Eingang und die Seitenwände sind mit einem Aufwande von der mühevollsten Arbeit verziert. Die Spitze bleibt indessen in dem rohen Zustande, damit der Berg selbst auch als Tempel so viel als möglich von seinem ursprünglichen Charakter behalte. Es hätte nicht ein Zehntheil der Mühe gekostet, um mehreren der Felsentempel zu Elephantina eine regelmäßige Spitze zu geben, die man auf die Verzierung und das Geradeschleifen der Seiten verschwendete; daher läßt es sich billig vermuthen, daß diese Unterlassung nicht ohne Grund geschah, und daß der Tempel noch immer einen Berg vorzustellen bestimmt war. Die Berichte der Reisenden lehren uns, daß man in beyden Ländern riesenhafte Statuen meistens von Granit und mit Gesichtszügen, die denen der Neger gleichen, in diesen Tempeln findet.

Beym Eintreten der Brahmanenherrschaft in Indien und Egypten scheinen die ersten Pagoden und freystehenden Tempel entstanden zu seyn, und in beyden Ländern herrscht eine Vorliebe zur Pyramidalform vor. Die Säule, die nunmehr auf die Erde gestellt wurde, in deren Schooße sie vielleicht entstanden war, ragte zwar in Indien bald zu einer zierlichen Höhe im Verhältniß zu der erleichterten Bürde, welche ihr auferlegt wurde. In Egypten blieb sie stets niedrig und von einer unnöthigen Stärke, ein auffallender Beweis der trägen Geistesentwicklung dieses Volkes, wovon aber dieß bey weitem nicht das einzige Denkmal liefert. Wollten wir zum Beispiel die Unkunde ihrer Priester über den wahren Grund der Überschwemmung des Nils und über die Gesend jenseits ihrer südlichen Gebirge, welche uns Herodot berichtet, mit den physischen und geographischen Kenntnissen der alten Indier vergleichen, so könnte man eben so gut ihre Leichnammbinden und zerstreuten Hieroglyphen gegen die indische Literatur aufwiegen, deren Umfang so groß ist, daß man fast daran verzweifeln muß, sie in einem Menschenalter zu ergründen.

Das zarte Schönheitsgefühl des Griechen verlieh der Säule ihre nie übertroffenen Verhältnisse. Der unförmliche Wächter des Thores wurde zur zierlichen Caryatide und somit die Form in der Baukunst auf ihren Gipfel gebracht. Die Erfindung dieser Verhältnisse, die wir vielleicht der Vorliebe der Griechen für das Studium der menschlichen Gestalten verdanken, sehen wir als den zweyten Originalgedanken an, den die Geschichte uns aufweist. Der erste war die Errichtung eines freystehenden Gebäudes aus Wänden bestehend und einem Dache, wodurch erst die Herrschaft des Menschengeschlechts über die Oberfläche der Erde bestätigt würde; denn nirgends konnte die Natur dem einzelnen Menschen die Wahl seines Aufenthaltsortes verwehren.

Ergeben sich aus der Vergleichung der einzelnen Theile der Gebäude der alten Welt wichtige Resultate, so überrascht uns nicht minder die sinnreiche Zusammenstellung der Grundrisse der indischen, ägyptischen und griechischen Tempel in den zwey ersten Heften des Atlas. An eine Verkettung der Ideen ist nicht mehr zu zweifeln, und der Gang der Nachahmung von Osten gegen Westen liegt klar vor unsern Augen. Diese Ansicht muß keineswegs als eine Herabwürdigung der Griechen betrachtet werden. Ihnen bleiben ihre Mitmenschen für die von ihnen herrührenden Schönheiten der Form ewig Dank schuldig. Die Kunst hat ihre eigene Originalität, und wir denken bey der Betrachtung der dorischen und jonischen Säule eben so wenig an die Bauten der Egyptier, als die Meisterstücke des Raphael uns die Leistungen seiner frühesten Vorgänger ins Gedächtniß rufen. — Was aber dieser Zusammenstellung der Bauten der früheren Nationen ein besonderes Interesse verleiht, ist, daß aus Indien und Egypten her sich die verfallenen

\*) Jahrbücher der Literatur.

Tempel Griechenlands und Italiens ergänzen und ihre zweifelhaften Theile bestimmen lassen. Endlich schließt sich an diese Zusammenfettung der Vaudenkmäler der ganze Gang der menschlichen Cultur und die Entwicklung des menschlichen Geistes sowohl in religiöser als politischer Hinsicht.

(Der Schluß folgt.)

### L i t e r a t u r.

1. „Die Geschichte von Schottland.“ Aus dem Englischen des Walter Scott von Dr. G. N. Bärmann. Sieben Bändchen. kl. 16. Zwickau. Schumann. m. R. (Auch unter d. bes. Titel: „Taschenbibliothek ausländischer Classiker“ Nr. 252–258.)
2. „Grosvaters Erzählungen aus der Geschichte von Frankreich.“ Aus dem Engl. des Walter Scott, von Dr. G. N. Bärmann. Vier Bändchen. kl. 12. Zwickau. Schumann.
3. The Works of Walter Scott. A new Series. Vol. 1 — 4. „Tales of a Grandfather, from the history of France.“ Ebend.

Die Kritik und das Publicum hat bereits längst über das Verdienst obengenannter Schriften des berühmten Schotten entschieden; die erste hat eine ehrenvolle Stelle in der gelehrten Welt eingenommen, indes die andere mit den früheren ausgezeichneten Romanen desselben Verfassers eben nicht in die vortheilhafteste Parallele gestellt werden konnte. Es handelt sich sonach bey gegenwärtiger Anzeige nur um den Werth der vorliegenden Übertragungen und Ausgaben, und Ref. kann in ersterer Beziehung der Arbeit des Hrn. Bärmann keine unbedingte Anerkennung zugestehen. Obwohl dem Sinne und größtentheils auch dem Worte nach treu, leidet die Prosa des Übersetzers an einer gewissen Härte und Schwerfälligkeit, die namentlich in dem geschichtlichen Werke unangenehm hervortritt; des Übersetzers Styl entspricht der historischen Klarheit, Kürze und Reinheit nicht ganz, und gibt, von dieser Seite betrachtet, hier und da nur ein mattes Spiegelbild der Scott'schen Leistung. Geringerer ist die Übertragung der „Grosvatererzählungen,“ vielleicht eben darum, weil sie freyer und minder absichtlich ist. — Was die Ausgaben selbst anbelangt, so ist Nr. 1. in dem bekannten Miniatur-Sedezformat der Gebr. Schumann veranstaltet, mit kleiner lateinischer Schrift gedruckt, schon seit Jahren in der Gunst des Publicums: aber gewiß minder beliebt, als die Ausgabe von Nr. 2 in kl. 12. mit schönem scharfen deutschen Satz gedruckt, welche correct ist, sehr nett aussieht und als Product der Typographie allen Beyfall verdient. Dasselbe gilt von dem gleichförmig veranstalteten Abdrucke des Originals, das hier rein und correct zu einem beispiellos wohlfeilen Preise geliefert wird.

p.

### M o d e l l X X X I.

Oberkleid von Wulle, mit gelbem Moire gefüttert, nach einem Original von Hrn. J. G. Beer, bürgl. Damenkleidmacher in der Dorotheergasse, Nr. 1108.

Ein mit Laft unterlegter Tullehut, mit Gazeband geziert, nach einem Original von M. Langer, in der Annagasse Nr. 986, im 1. Stock.

Herausgeber und Redacteur: Johann Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.